

„Und wo bitte soll dieser Kassenbon laufen?“ Günter Müller, der Filialleiter meiner Schwabinger Bank, überflog den Monitor, der Aufschluss über meine moderaten Einkommensverhältnisse gab. „Casabo“, korrigierte ich. „Naja, erstmal draußen in München-Riem, im nächsten Jahr geht's schon nach Baden-Baden, dann Mailand und warum dann nicht nach Longchamps?“

Müller musterte mich wie einen hoffnungslosen Patienten. „Sicher, Rennpferde sind was Tolles. Man muss sich das eben leisten können, nicht wahr?“

Jetzt war meine Stunde gekommen. Immerhin sei Casabo der Sohn des Derbyzweiten Nebos, mit seinen drei Jahren erst am Beginn einer ruhmreichen Karriere, ein wahres Kraftwerk, bestens gezogen und wie geschaffen dafür, seinen Besitzern das Zigfache der Investitionen zurückzugewinnen. Müller knipste den EDV-Blechturm aus. „Wenn ich Ihnen dafür einen Kredit gebe, kann ich hier einpacken und bei Ihnen mit einem Schubkarren Hafer durch den Stall fahren. Und dazu hab ich keine Lust.“ Er erhob sich, schüttelte mir mit jovialem Mitleidsgrinsen die Hand und riet mir, beim nächsten Treffen mit einem soliden Kooperationsmodell aufzuwarten. Mein Freund Henry, der in Schwabing eine Szenekneipe betreibt, erwartete mich schon. „Hab ich dir doch gleich gesagt. Alles Gurken, Luschen, Pfeifen, Krawattenschwuchteln. Was redest du mit diesem Deppen überhaupt? Wenn's sein muss treib' ich heute noch, ne halbe Million auf. Ich bums' doch zur Zeit diese Immobilienglucke. Die hat Kohle ohne Ende und steht auf mich wie 'ne Eins. Die gibt uns auch zehn Millionen, wenn ich das will.“ Mit Nullen ist das bei Henry immer so eine Sache. Ansonsten ist das ein Kumpel der A-Kategorie. Mit dem läuft man genauso locker über ein Minenfeld wie die Leopoldstraße hoch und runter.

Seinem Barkeeper Freddy fiel plötzlich ein, dass ein Herr von einer Vollblutagentur angerufen hätte und wo die 30 Mille blieben. Henry und ich gingen um die Ecke zu Tom, dem dritten Casabo-Gesellschafter. Der hing eben in seiner „American Bar“ am Telefon und fluchte wie ein Pferddekutscher; „Säufst dir jeden Abend die Hucke voll und wirst noch frech, wenn's ans Zahlen geht.“ Zwei Tage, meinte Tom, würde es noch dauern, bis sein Anteil klar wäre.

# Wieherndes Gelächter

## Wir kauften uns ein Pferd, träumten vom großen Geld, und dann war nichts mehr so wie früher

Bericht von Wolf Reiser

Tom hatte ich in den Siebzigern in einem Jazzkeller in Paris kennen gelernt. Er las immer zu viel Sartre und zu viel Camus und läuft seither im orthodoxen Existentialistenschwarz durchs irdische Jammertal. Mit seinem pffiffigen Schnauzer sieht er aus wie eine Galionsfigur einer Werbekampagne für Elsässer Kräuterkäse.

Dummerweise liegt meine Wohnung exakt in der Mitte dieser beiden gastronomischen Fixsterne. Und so klingelt es eben des öfteren morgens um drei Uhr, Henry und Tom stehen im Türrahmen, in ihrem Schlepptau zu allem entschlossene Damen oder ersatzweise ein abgegriffener Stapel Pokerkarten. Danach zieht sich das halt hin, bis der Postmann zweimal klingelt. So lustig das ist, geht das Lieben und das Zocken, gerade unter Freunden und gerade auf Dauer ganz schön an die Substanz.

Eben deswegen hatte ich vor etwa einem Jahr Henry und Tom mittels eines Crashkurses in die Mysterien des Pferderennsports eingewiesen. Seither sind am Wochenende alle sonstigen Freizeit- und Familienaktivitäten blockiert. Gleich am Anfang zogen wir eine fünfstellige Dreierwette. Danach war's geschehen. Irgendwann tauchte der rauschhafte Gedanke auf, sich selbst eine Zosse zu kaufen, einen Winner, einen vierbeinigen Geldtresor. Das war anfangs eben reines Geschwätz, ein running gag; so ernstzunehmen wie früher die Idee von der Wiedervereinigung.

Bis mich eines Tages Henry und Tom nach einer beruflichen Recherche in Sachen Bob Dylan und dem Mythos des

„long lost restless Highway-Tumlaufens“ vom Münchner Flughafen abholten.

Es roch nach Stunk. „Ausgerechnet jetzt“, raunte Tom immer wieder und schlug sich mit der flachen Innenhand auf die noch flachere Stirn, „wo ich das gottverdammte BAFöG zurückzahlen muss.“ Ich verstand zunächst einmal noch sehr wenig. „Was bist du bloß für ein Kumpel“, tobte Henry, „das reinsteste Waschweib. Bitte, dann kauf ich mir den alleine. Um so besser. Brauche ich den Gewinn mit niemandem zu teilen. Bitte, meine Herren, bitte.“

Henrys Rostporsche rollte währenddessen über das Gelände des Riemer Hippodroms und kam dann vor den „Ecurie“-Stallungen des gefürchteten Pferdeflüsterers Felix Schreiner zu stehen. Sein Spitzname: der „schwarze Graf“. Ihn zu beschreiben? Die biblische Maske Abrahams, den Trenchcoat von Alain Delon, den agrikulturnen Gang von John Wayne und die Gesichtsbauart des mittleren Eddie Constantine. Ein Unikum, ein Urgestein, der letzte Kaffeehausbohemia, ein jesuitisch verzogener Grandseigneur und Kavallerieoffizier, der nur so mit Possen, Zoten, Storys und Bonmots um sich wirft. Seine einzigen Schwächen sind Pferde, Schafkopfkarten, Frauen, Geld, Beaujolais und mediterrane Küche – und der liebe Gott, falls gerade alles andere außer Reichweite ist.

„Felix, übrigens, das ist Wolf, unser dritter Mann“, warf Henry ein und versuchte sich dabei erneut seine Fehlfarbenhavanna anzuzünden. „Na, so was“, murmelte Felix, zwinkerte mir zu – wir

kannten uns ja schon aus früheren Jahren – und ging in den Stall voraus. Aus den Pferdeboxen hörten wir schüchternes Gewieher und hölzernes Hufe-scharren. Mürrisch und knapp kommentierte Felix die letzten Leistungen und Formen seiner aktuellen Cracks. Er wusste dabei nur Gutes zu berichten. Bis er dann ein wenig eher ratlos wirkend vor einem pechschwarzen Ungetüm stehen blieb.

„Gut, nun denn, also der da hier gehört euch jetzt. Kann man nur gratulieren. Hat Kraft wie ein Bulle, aber ist immer noch viel zu dick. Der kann noch nicht mal richtig geradeaus gehen. Aber aus dem wird was, da könnte ich fast wetten.“ Unbeirrt von dieser deklassierenden Beschreibung schob Henry dem Tier eine Karotte nach der anderen in den schäumenden Nüsterbereich.

„30 000 Eier für so einen Ladenhüter? Das ist doch Wahnsinn. In Reinkultur!“ flüsterte mir Tom ins Ohr. Eigentlich hatte er recht. Mit gespielt müden, tollkirschscharren Augen und nicht ohne feine Ironie begaffte Casabo sein neues Besitzerkartell – wahrhaft schöne Aus-sichten für alle Beteiligten.

Der „Seiplwirt“ ist ein Gasthof in Mün-chen-Riem, wo sich allmorgendlich erlese-ne Brancheninsider einfinden: Trainer, Jockeys, Stallpersonal, Besitzer, Zocker, Buchmacher und manchmal auch ein Horsecop vom LKA. Das hat so vom Flair her ein wenig was von Hemingways Pariser Rennbahngeschichten und für all jene, die mit dem Ghettosport Galopp nicht allzu vertraut sind wären die hier versammelten Spitzbubengesichter der endgültige Beweis für Korruption, Betrug und Wettskandale.

Während Felix über Casabos Lehr- und Wanderjahre dozierte, machten wir uns über den muskulösen Zwiebelrostbraten her. Der uns anempfohlene Gaul war also bis dato als gescheiterte, ungeliebte Randexistenz auf den Abschiebegleisen des Gestüts Erlengrund herumgestan-den. Wo andere Zwei- und Dreijährige ihren Besitzern ansehnliche Preisgelder eingaloppieren, humpelte unser Casa-bo wie der Glöcknerhengst von Notre-Dame über das Geläuf. Eine Grille der Natur, ein Schandfleck auf dem Plan der Nebos-Zuchtlinie.

„Als ich den vor einem Monat beim Remmert oben in Köln kurz mal gezeitigt bekam, erinnerte der mich an einen aus-gemusterten Brauereigaul. Am anderen

## Mit müden schwarzen Augen, nicht ohne feine Ironie, begaffte er uns

Tag ließ ich mir ihn trotzdem noch ein Mal vorführen. Und da entdeckte ich plötzlich ziemlich viel Positives. Die Röhren vorne ideal, obwohl die Epiphysen noch nicht ganz geschlossen waren.“ Henry schaute mich lange an und ich gab den Blick an Tom weiter. „Und dann waren da diese gewissen Winkel. Und die gingen mir nicht aus dem Kopf. Mir wurde klar, dieses Pferd ist wie ein vom Fett umlagerter Rohdiamant.“

So kam Casabo zu Felix nach München, dort über dubiose Kontakte zu Henry und Tom und schließlich auch zu mir und meinem Kreditverweigerer Müller. Irgendwie kramte jeder seinen Anteil zu-sammen in den Tagen danach – gegen alle merkantile Vernunft; Augen zu und durch.

Zweimal die Woche tauchten wir nun in aller Herrgottsfrühe draußen in den Stallungen auf. Saßen, von unseren nächtlichen Ausritten ermattet, in der Stallkantine und fischten die Fliegen aus dem lauwarmen Kaffee, während wir die ebenso ehrliche wie deprimierende Prognose vernahmen, dass Casabo zwar gewisse Fortschritte mache, aber frühes-tens im Spätherbst an ein Sichtungsrennen zu denken wäre.

Danach beobachteten wir mit stark ge-dämpftem Enthusiasmus, wie der Out-law keuchend seine Runden drehte.

Wesentlich mehr tat sich auf dem hip-po-bürokratischen Sektor. Die Akte Casabo schwoll innerhalb kürzester Zeit auf enzyklopädische Ausmaße an: Train-ing, Futter, Stallbox, Strom, Heizung, Halftergeld, Hufschmied, tierärztliche Bemühungen inklusive Erstellung des großen Blutbilds, Tierlebensversiche-rung und Pferdehalterhaftpflichtversi-cherung. Dazu Gebühren für Eintragen der Stallfarbe, den hübschen Jockey-dress, Kontoführung beim Kölner Direk-torium für Vollblutzucht und Rennen, Ausstellen von Besitzerausweisen und ähnlicher Kleinkram. Monat für Monat kommt man da locker auf 2500 Mark.

Die anfängliche Vision, dass Casabo uns Dreien ein mondänes Dasein als Mü-ßiggänger erlauben würde, hatte sich als Wahnvorstellung erwiesen.

Derart vom Teufel geritten entschieden wir uns, den Kurs umzustecken, sprich die rhetorische Flucht nach vorne anzu-treten. Tom dekorierte seine Cocktailbar mit fragwürdigen, antiken Pferdesport-accessoires. Henry gab bei einem Avant-garde-Designer eine limitierte Auflage von 25 Seidenblousons in Auftrag, de-ren Rückseite das Zähne fletschende Por-trät Casabos zierte. Überhaupt war unser Ross jetzt zum Schwabinger Hauptge-sprächsthema geworden. Und wenn mal einer spöttisch bemerkte, dass dieses Pony noch nie eine Rennbahn gesehen hätte, dann legte Henry los, redete sich und uns in Trance, und man sah Casa-bo schon als Ehrengast im ZDF, wie er auf die Torwand ballerte, als Superstar mit goldenem Lorbeerkranz und einem Scheck über einen sechsstelligen Betrag zwischen den Zähnen haltend. Nullen und Henry – das ist, wie gesagt so eine Sache.

Unsere weiblichen Bezugspersonen ris-sen sich darum, morgens immer mit uns rauszufahren. Die standen dann mit ihren High-Heels im Stroh, gaben dem Tier gewürfelten Zucker und kraulten verliebt an ihm herum. Kein Luxuscabrio gibt seinem Fahrer auch nur annähernd jene erotische Aura, die uns Casabo be-scherte. Man muss den Bräuten eben nur was vom Pferd erzählen, Wein mit-nehmen, unterwegs bei „Käfer“ Möhren kaufen und im Pulk zur Morgenvisite antreten. Worauf das Ganze meist recht nett wurde.

Wenn Casabo bis zu diesem Zeitpunkt irgend etwas erreicht hatte, dann immer-hin dies, dass sein Besitzertrio im Lichte eines vermeintlichen Reichtums erschien. Während er sich wie ein asthmakrankes Nilpferd übers sandige Trainingsoval quälte, wurden uns die sonderbarsten Offerten vorgelegt: zehn Tonnen unga-rische Dauersalami, vermutlich aus den Verliererbeständen der letzten Renntage. Kartonweise Russenwodka aus PDS-Depots oder nagelneuen Belugakaviar so groß wie Fabergé-Eier. Andere Herr-schaften schlugen bauherren-ähnliche Investitionsmodelle im Norden von Südkorea vor. Man riet uns zum Kauf eines Zehnerpacks aus besten Jährlings-stuten, und für einen mehrstelligen Mil-lionenbetrag hatten wir die Chance, eine

riesige oberbayrische Farm zu erwerben, ein Schnäppchen mit Zuchtmöglichkeit, Rasen, beheizten Trainingsbahnen und einem Gutsherrenhaus in edelstem Ambiente in der Mitte.

Manchmal sah ich mich schon mit Catherine Deneuve im Morgentau das eigene Gestüt abgehen oder mit meinen Kumpels Niarchos und Aga Khan im Auktionsraum von Kentucky beim lässigen Fachgesimpel.

Eines Nachts saßen wir alle bei Henry und probierten frischen Beaujolais. Felix fabulierte über jesuitische Weltmoral, Nachkriegspuffschwejkaden, haltlose Orgien in den Jet-set-Oasen der Lower East Side von New York und tragische Zockerschicksale. Auf dem Heimweg später dann rächten sich die vielen Jahre barocker Genusssucht. Ein Herzinfarkt sorgte dafür, dass er auf einer Intensivstation erwachte. Tags darauf verschwand sein Stallbursche Attila, und unsere kleine süße Pferdepflegerin Tanja fiel vom Mofa und brach sich die Hand. Der Stall Schreiner war mit einem Mal so orientierungslos wie Tanzhühner auf der Wärmeplatte.

Als ich Felix in der Klinik anrief, begrüßte er mich mit einem Husten, dass es aus meinem Hörer puren Zigarettenqualm trieb. Alles würde nach Plan laufen, laut Jockey Pelletan würde Casabo mit jedem Tag runder laufen, das geplante Rennen sei ein reiner Test, die große Zukunft liege im nächsten und vor allem im übernächsten Jahr.

Felix erholte sich von dem Schlag wie andere von einem Spumanteschwips. An einem denkwürdigen Augusttag meldete er Casabo endlich an. Das Rennen ging bei gutem Boden über 2000 Meter, Casabo trug akzeptable 56 Kilo inklusive unseres Wunschjockeys Pelletan, und in dem 14er-Feld schien er durchaus sinnvoll untergebracht.

Leider saß ich an jenem Tag im Tavernengarten eines peloponnesischen Bergdorfs und kühlte meinen rechten Zeigefinger, mit dem ich drei Stunden lang die klebrige Wählscheibe des Telefons bediente. Endlich hatte ich wenigstens Barkeeper Freddy an der Strippe, dem ich sofort anmerkte, dass er mir etwas schonend beibringen sollte. Stockend meinte er, dass alles eigentlich prima gelaufen wäre, Casabo sei sogar als Erster aus der Startbox gekommen, dann aber leider zurückgefallen und als Vorletzter angekommen. Klar geschlagen schon,

## **Außer Fresssucht hatte unser Pferd bisher noch nichts Nennenswertes gezeigt**

aber einige Koryphäen hätten gesagt, dass er gute Ansätze gezeigt hat. Gute Ansätze. Schön. Prima. Ich legte auf. Dreißig Mille hingelegt, Schulden überall, Tage und Nächte durchgelabert, bei Tom schwerste Ehekrisen mitgefördert. Und jetzt Verletzter.

Eine Woche später also hockte ich mit Felix, Tom und Henry beim „Seiplwirt“. Man diskutierte das gestrige Amateurreiten über 2100 Meter, dass ich wegen des verspäteten Fliegers knapp verpasst hatte. „Hat einen Superstart hingelegt“, meinte Henry, „war die ganze Zeit vorne mit dabei, und plötzlich, so nach 1500 Metern, war er weg, aus, stand da wie ein Lachs.“ Felix holte die Rennzeitung und legte sie mir vor. „Schau, Sport-Welt und Turf haben ihn sogar als chancenreichen Außenseiter getippt“

Davon kann man sich leider nichts kaufen. Tom stierte geistesabwesend auf die Fachgazetten und zog seine Zigarette mit einem kurzen Zischen bis zum Filter durch. „Meine Frau redet nicht mehr mit mir. Die Tochter bringt mir den Milchkaffee nicht mehr ans Bett. Ich glaube, meine Familie lehnt mich ab.“

„Sei doch froh“, tröstete ihn Henry, „du hast doch uns noch. Und Casabo.“ Danach begutachteten wir das schweigsame Pferd, dass außer Fresssucht bislang noch nichts Nennenswertes gezeigt hatte. „Schau ihn an“, Felix zog das Gitter auf, „wie er abgenommen hat. Man erkennt den gar nicht mehr. Jetzt ist der nur hinten wieder gewachsen, und deswegen können die Vorderläufe diese Kraft noch nicht ganz umsetzen und koordinieren.“

In der Tat sah Casabo inzwischen aus wie die Kreuzung zwischen einem Kamel und einem Fischotter. Wartet ab, Jungs, ein halbes Jahr dauert das noch und dann geht der ab wie eine Rakete.“

Tom nahm jetzt seinen ganzen Mut zusammen. „Felix, wenn die Zosse am 7. Oktober startet, dann muss sie unter die ersten drei kommen. Bitte. Auch wegen meiner Familie.“ Mit halb geschlossenen

Augen, die sehnigen Hände barmherzig gefaltet, blickte Felix dorthin, wo die Stalldecke die Sicht zum Himmel verdeckte. „Ist gut, Tom, ich werd's ihm ausrichten.“

Henry hatte im Kühlschrank eine Flasche Obstler entdeckt. „Was scheißt du dir eigentlich dauernd in die Hose, Tom. Mann: Wir sind die Kings, wir sind echte Freaks, richtige Draufgänger. Das muss, das wird irgendwann mal auch auf Casabo übergreifen. Und wenn es sein muss, dann kaufen wir noch ein paar Gäule. Ich lege euch das vor. Und wenn deine Alte da rummault, weil sich das mit Casabo noch hinzieht, dann ist das eben eine Deppenalte. Die würde ich sowieso gleich mal herschenken.“ Irgendwie hatte er da auch recht. Selbst Felix wischte sich versteckt eine Freudenträne aus den Augen.

Am Morgen des 7. Oktober fuhr ich schon früh zum Hippodrom und schaute meinem Hengst tief und lange in die Augen. Nach und nach trudelten die andern ein. Dann wurde es ernst. Im Führung hämmerte Felix unserem neuen Jockey Dettori die Stallorder ein: auf bestmögliche Platzierung reiten und vor allem ohne übermäßigen Einsatz der Peitsche.

Sekunden vor dem Start stand Casabo mit einer Quote von 244 für 10 Mark Einsatz am Totalisator. In so einer Quote drücken sich sämtliche erdenkbarsten sowie uneinsehbarsten Winkelzüge aller Wetter aus. Sie ist ein unbarmherziges Urteil. Und 244:10 bedeutet eigentlich eine klare Absage des Kenners.

Dennoch übernahm Casabo gleich die Führung und erst als es in den lang gezogenen Bogen ging, geriet er aus dem Takt und fiel etwas zurück. Eingangs der Zielgeraden trug ihn sein Hinterlaufantrieb noch weiter nach außen und mir entglitt meine Zigarette. Der Bahnsprecher widmete sich dem Dreikampf zwischen Aluta, Surexia und Fabolous-Fabulous. Ich stand oben im verglasten Tribünenrestaurant und sah, wie Tom und Henry ganz weit unten vor dem Zielhufeisen wie Gummibälle in die Höhe hüpfen. Und plötzlich war wieder von Casabo die Rede. Dettori wütete im Sattel, nahm kurz die Peitsche hervor, zeigte den Stock und mit Hängen und Würgen brachte er ihn nach 1500 Metern hinter den drei Favoriten mit nur zweieinhalb Längen Abstand auf einen ziemlich ordentlichen vierten Platz. Noch in 50 Jah-

ren werde ich jede durchlebte Sekunde detailgetreu nacherzählen können.

Am Champagnerpavillon lagen sich Henry und Tom in den Armen. „Der bringt uns noch Zaster ohne Ende“, jubilierte der eine. „Ich muss sofort zu Hause anrufen“, keuchte der andere. „Ich dachte, ich sitze auf einem Feuerstuhl“, schmeichelte Dettori und kippte kraftlos und zittrig seine Tulpe leer. Felix hatte urplötzlich wieder Morgenröte auf den furchigen Wangen. „Kinners, das ist der schönste Tag in meinem Leben. Oder vielmehr in dieser Saison.“ Es ging zu, als ob wir den Breeders-Cup gewonnen hätten. Dabei hielt sich das Preisgeld in Höhe von 500 Mark eher in Grenzen.

Zwei Wochen später öffnete sich der Vorhang erneut und das Drama Casabo erlebte seinen vierten Aufzug. Im achten Rennen, dem „Preis der Glücksspirale“ um 15 Uhr 30 sollte Dettori aufs Ganze gehen. In jenem Moment, in dem die Metallklappen der Startmaschine die zehn Pferde auf den 1100-Meter-Kurs entließen, war Casabo mit 60:10 zweiter Favorit. Die höchstgewettete Aluta verhedderte sich in der Box und war damit bereits geschlagen. Aldine machte die Pace, gefolgt von Prairie Wind und dann rückte schon Casabo auf. Ich hatte mich wieder in mein Tribünenhausexil zurückgezogen. Zu Beginn der Zielgeraden waren noch sechs Pferde als Sieger möglich. Aldine führte weiter souverän, Tiny Lady kam groß auf, Prairie Wind wurde etwas kürzer, Ruddha rückte mit beängstigendem Speed auf, und zwischen all den Zossen segelte Casabo herbei von Dettori in aller Seelenruhe und nur mit leichter Hand geritten. Noch 100 Meter: Mir schoss das Blut mit Hochdruck in die Schläfengegend, meine Hände stießen Dampf aus, und wie in einem heißgelaufenen Dia-Projektor blitzten die Phasenbilder vor mir auf. Ich sah Dettori, sah sein rot-weißes Jockeykostüm, sah wie er sich in die Bügel stemmte, nach links schaute, wo Aldine und Ruddha um die Plätze fighteten und den Arm dann triumphal in die Höhe stemmte. Das war ein Ritt wie von einem ferngesteuerten Computerzentrum, auf den letzten Zentimeter exakt getimt.

Plötzlich schüttelten mir wildfremde Menschen die Hand, Wortfetzen gab es mit „ganz großer Zukunft“ und „wahrer Glücksgriff“. Weit unten posierten Felix, Henry, Tom und Dettori für den Bahnfotografen. Und dann knatterten die

Lautsprecher, und es wurde hörbar für die ganze Welt: „Sieger Casabo, geritten von Jean-Claude Dettori, trainiert von Felix Schreiner. Er gewann nach Kampf, mit halber Länge. Die Zeit des Siegers: 1:41,8“

Sicherlich war das ein kleines Rennen mit bislang sieglosen Pferden und dotiert mit insgesamt 8500 Mark. Weiß Gott kein Husarenstreich, sondern eher logische Konsequenz angesichts des hohen Kaufpreises.

Im Waagegebäude traf ich Dettori. „Wolf, das ist ein komisches Pferd“, meinte er sichtlich beeindruckt, „das ist Phlegma in Reinkultur. Tut so, als ob ihn das alles nichts angeht. Und dann geht der aber plötzlich ab. Völlig unberechenbar. Aber das wird ein echter Spitzenvierjähriger.“

## **Plötzlich schüttelten mir wildfremde Menschen die Hand und prophezeiten uns eine ganz große Zukunft. Dann kam die Lautsprecher- durchsage**

Im großen Festzelt am Rennplatz feierten Tom und Henry Karneval in Riem. Tom hatte Frau und Tochter auf dem Schoß, reckte immer wieder die geballte Faust in die Höhe und kicherte wirr wie eine späte Dostojewskifigur. Henry bugsierte Tablettweise Rotwein heran. „Habe ich doch die ganze Zeit schon gesagt“, schrie er mit hochrotem Kopf ziellos über die Menge, „das ist ein Wunderhengst, der steckt alle in die Tasche, der ist einer wie wir, der schießt sich um nichts, das ist ein Hippie. Der macht, was er will.“

Dann stellte er fest, dass er im Triumphwahn seinen Wertschein verloren hatte, auf dem Casabo mit 200 Mark auf Sieg und 200 auf Platz getippt war. Er durchwühlte sich wie ein Floh befalleener Zirkusschimpanse und begab sich mit dem Pulk engster Berater auf die aussichtslose Suchaktion. Wenigstens

fanden sie den Kinderwagen, den Toms Frau in Zielraumnähe vergessen hatte.

Ich schlenderte, so wie Beckenbauer 1990, langsam Richtung Stall und versuchte meinen Ärger wegzupacken. Da zockte ich, aus Vernunftgründen, das eigene Pferd auf Platz zwei und drei. Das war ganz clever gedacht, denn wenn er tatsächlich Zweiter oder Dritter geworden wäre, hätte ich mit etwa 200 Mark Einsatz über 10 000 Mark gewonnen. Mit ein paar Mark mehr hätte sich auch sein Sieg abdecken lassen. Aber so viel Halbherzigkeit gehört auch bestraft. Mit einem Sieg hatte ich einfach nicht rechnen wollen.

Felix saß in der abgedunkelten Kantine. Er hatte seine Brille aufgesetzt und studierte den Paris-Turf. Da flammte nackte Genugtuung auf und er erinnerte mich an Burt Lancaster in Atlantic City, wo es der alte Ganove den jungen Schnöseln noch mal zeigt, wohin die Reise geht. Ich ahnte schon, was kommen würde. „Schau mal dieses Rennen an. Ideal für Casabo. Am 7. Februar in Cagnes-Sur-Mer. Über die Meile mit 100 000 Franc dotiert. Ideal. Da gehen wir doch einfach für sechs Wochen runter. Machen uns einen schönen Lenz. Und lassen ihn vielleicht noch ein zweites Rennen laufen. Meerluft tut ihm gut. Und mir erst recht. Und dir womöglich auch. Ich kenne da zwei Bräute. Wir werden unseren Spaß haben. Und Henry und Tom können ja nachkommen, wenn sie sich wieder beruhigt haben.“

Ich wagte es nicht, an dieser Stelle die Finanzierungsdebatte zu eröffnen. Felix fuhr fort: „Nach Cagnes wissen wir erst, was Casabo wert ist, wo er genau steht. Auf jeden Fall können wir dann in München zurück mit optimaler Frühform loslegen. Der geht mit 56 Kilo in die Saison und hat sicher erst mal gute Quoten. Und eines sage ich dir noch. Der läuft beim Frühjahrsmeeting in Iffezheim mit einer dreistelligen Quote auf einen der Plätze. Da verwette ich alles und dann zocken wir den hoch und räumen dermaßen ab, dass dein Müller da, dieser Filialdepp nicht mehr weiß, wo er den Zaster verstecken soll.“